

## **Freiburger Arbeitspapiere zur germanistischen Linguistik 33**

Von Syrx, Sternchen, großem I und bedeutungsschweren Strichen

Über geschlechtergerechte Personenbezeichnungen in Texten und die Kreation eines schrägen Registers<sup>1</sup>

Helga Kotthoff

### Abstract

Im vorliegenden Aufsatz werden Schreibpraxen, die über graphische Sonderzeichen auf nicht geschlechtlich verortete Personen Bezug zu nehmen meinen, im Lichte einer anthropologischen Linguistik betrachtet. In dieses Licht gestellt werden sie als Gruppenindexe erkennbar, als besondere Einschreibungen („enregisterment“ bei Agha 2007). Der Aufsatz liefert auch einen Überblick über die bisherige Debatte zu Gender und Personenreferenz und Ansprüche an geschlechtergerechte Sprache. Kognitionspsychologische Forschung zu Genus und Personenreferenz wird zusammengefasst, die experimentell belegt, dass bei durchgehend generisch-maskuliner Referenz eine Repräsentation auf männliche Wesen gefördert wird. Im Aufsatz wird dafür plädiert, solche Textpolitiken mit verschiedenen Verfahren zu unterlaufen. Jedoch leistet kein in Personenbezeichnungen integriertes graphisches Zeichen mehr als das Durchbrechen einer rein oder dominant männlichen Personenrepräsentation. Insofern ergibt ein Privilegieren von Unterstrichen oder Sternchen gegenüber Schrägstrichen oder Klammern wenig Sinn.

Erscheint demnächst in überarbeiteter Version in Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie

---

<sup>1</sup> Mein Dank an Evelyn Ferstl und Susanne Günthner für Kommentare zu einer früheren Version des Aufsatzes.

Im Moment kommen viele Syrx als Flüchtx nach Deutschland. Sie verstehen das nicht?

Vielleicht verstehen Sie es im Laufe des Artikels.

Nach wie vor wird an deutschsprachigen Universitäten diskutiert, wie in behördlichen und akademischen Textsorten deutscher Sprache eine geschlechtergerechte Personenreferenz gewährleistet werden kann. Die Sprache ist eines unserer wichtigsten Ausdrucksmittel. Der sprachliche Umgang miteinander prägt nicht nur unsere Sozialisation, unsere Kultur und die zwischenmenschlichen Beziehungen, sondern hat auch Auswirkungen auf unser Denken und Handeln. Ausdrucksweisen können gesellschaftliche Realitäten stabilisieren oder verändern, Stereotypen über die Rollen von Frauen und Männern verstärken oder ihnen entgegenwirken.

Das Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg hat im April 2016 eine „Leitlinie für geschlechtersensible Sprache“ herausgegeben, in der es sich gegen die ausschließliche Verwendung der männlichen Form und das einfache Mitmeinen von Frauen ausspricht. Damit steht das Büro in einer langen Tradition des Bemühens darum, in Texten darauf zu achten, dass die durch das generische Maskulinum heraufbeschworene mentale Repräsentation ausschließlich männlicher Wesen unterbrochen wird zu Gunsten des Einbezugs weiblicher Wesen. Darüber hinaus wird in den Leitlinien auch die Ansicht proklamiert, „geschlechtergerechte Sprache rücke die Vielfalt der Geschlechteridentitäten und Orientierungen stärker ins Bewusstsein.“ Ob und wie Personenreferenz tatsächlich eine Vielfalt von Identitäten ins Bewusstsein rücken kann, soll in diesem Artikel später vor dem Hintergrund einiger Befunde und Ansätze aus der Linguistik und Psychologie beleuchtet werden. In dem Artikel rekapituliere ich zunächst die Reformbemühungen um eine geschlechtergerechte Sprache, die damit verbundene psychologische und kognitionslinguistische Forschung und gehe später auch der Frage nach, wie spezifisch tatsächlich über unterschiedliche Stricharten und andere Sonderzeichen spezifische Personenreferenzen evoziert werden können. Außerdem sollen Zusammenhänge von Textpolitik und indexikalischem Anzeigen von Gruppenzugehörigkeit beleuchtet werden.

## **1. Asymmetrie im Bereich der Personenbezeichnung**

Für das Deutsche wird seit über dreißig Jahren über den Zusammenhang von Genus und Sexus in der Sprache diskutiert (Pusch 1979) und vor allem die in Teilen der Öffentlichkeit und Systemlinguistik vertretene These der Generizität des Maskulinums bei Personenbezeichnungen angezweifelt (weibliche Wesen seien in maskulinen Personenreferenzen mitgemeint, umgekehrt gehe das nicht). Trömel-Plötz (1978) beschrieb die Ambiguität des Maskulinums für viele Kontexte als nahegelegte Referenz auf männliche Wesen und das Verschwinden weiblicher Personen in der mentalen Repräsentation.

Bis heute zeigen psycholinguistische und kognitionspsychologische Experimente immer wieder, dass Frauen eher "mitgedacht" werden, wenn die syntaktisch-semantische Struktur die explizite Information enthält, dass neben Männern auch auf Frauen Bezug genommen wird (Scheele/Gauler 1993, Stahlberg/Szessny 2001, Schmidt 2002, Ferstl/Kaiser 2013).

Holen wir kurz weiter aus:

Im Deutschen gehört jedes Substantiv einer Kategorie des Genus an, also Maskulinum, Femininum oder Neutrum. Auch das Pronominalsystem ist davon betroffen (Duden 2006). Das Genus dient der formalen Kennzeichnung der Nominalsyntax und trägt auch zur Identifizierung einer Nominalgruppe bei.

Das Interesse der feministischen Sprachkritik galt vornehmlich den Asymmetrien im Bereich der Personenbezeichnung und warf Fragen auf nach dem Zusammenhang von Genus und Sexus, dem generischen Sprachgebrauch, Regeln der Kongruenz im Text, sowie nach stilistischen und kommunikativen Normen des referentiellen und prädikativen Gebrauchs von Personenbezeichnungen und den entsprechenden Pronomina und Attributen. Personenbezeichnungen für Frauen sind im Deutschen hauptsächlich durch Movierungen von maskulinen Formen abgeleitet, in der Regel durch "in" (Schneider/Schneiderin) (Samel 1995, Schoenthal 2000). In den seltenen Fällen eines femininen Ausgangsworts bei Berufsbezeichnungen wird die maskuline Form oftmals nicht davon abgeleitet oder rückgebildet, sondern eine neue Bezeichnung eingeführt, die dann wieder die Ableitung der femininen von der maskulinen zulässt, wie z.B. Hebamme – Entbindungspfleger-in. Generische Maskulina fehlen für unattraktive Frauenberufe wie Putzfrau, Haushälterin (Wodak et al. 1987, 17). Umgekehrt fehlt für Männer eine Entsprechung für die Unterscheidung zwischen Frau und Fräulein; deshalb ist die Anredeform „Fräulein“ auch kaum mehr gebräuchlich.

Die jahrelange Auseinandersetzung um eine geschlechtergerechte Sprache zeigt, dass sprachsystematische Aspekte nicht unabhängig vom Sprachgebrauch betrachtet werden können (Klein 2004). Im Sprachgebrauch werden bestimmte kommunikative Funktionen erfüllt. Die Möglichkeiten geschlechtergerechter Sprachmarkierungen erachten Sprecher und Schreiberinnen je nach Perspektive mal als im Text kontinuierlich notwendig oder aber als zu kompliziert, zu umständlich oder/und schlicht als lokal nicht notwendig. Kognitionspsychologische Experimente zeigen aber, dass bei durchgängig maskuliner Personenreferenz Frauen kaum mit der Referenz assoziiert werden (beispielsweise denkt man bei einem Text über „die Römer“ nicht an „Römerinnen“). Wenn in Experimenten Menschen nach ihrem „Lieblingssportler“ gefragt werden, nennen die ProbandInnen in der Regel keine Sportlerin und sie zeigen auch nicht auf solche, wenn auf einem Bildschirm viele Fotos von bekannten Sportlern und Sportlerinnen erscheinen.

Textverstehen geht mit der Bildung eines Situationsmodells einher. Das Modell besteht aus inhaltlichen Bestandteilen eines Textes („Stimulusmaterial“ bei Irmen&Linner 2005). Das in Ferstl&Kaiser 2013 und Irmen&Linner 2005 vorgestellte

„construction-integration“-Modell sieht zuerst eine Bildung von propositionaler Repräsentation, danach die Einbeziehung von Hintergrundwissen vor. Laut dem „scenario mapping focus-Ansatz“ tritt das Hintergrundwissen schon früher auf den Plan. Grundsätzlich wird zwischen explizitem Fokus (beispielsweise auf „der Landwirt“) und implizitem, automatischen Mitaufrufen von Situationen/Konstellationen aus dem semantischen Gedächtnis unterschieden. Im expliziten Fokus sind z.B. Personen, welche durch ein token repräsentiert werden und im implizitem Fokus ist automatisch mitgeneriertes Hintergrundwissen.

Dann kann es etwa so sein, dass einige Lesende bei dem Satz „Für einen Liter Milch bekommen Landwirte knapp 30 Cent“ eher junge Landwirte vor dem inneren Auge haben und einige eher ältere. Solche Vorstellungen sind erfahrungsbasiert. Insofern ist es bei maskulinen Personenreferenzen im Bereich stark weiblich dominierter Berufsbezeichnungen, noch dazu, wenn diese in den Plural gesetzt sind, durchaus möglich, dass die Lesenden sich (auch oder hauptsächlich) Frauen vorstellen („Kindergärtner und Erzieher streiken“). Auch das entstehende Situationsmodell enthält offenbar geschlechtsbezogene Information. Entspricht es einer genderisierten Sphäre, beeinflusst dies zusätzlich die Repräsentation der Personen. Es kommt also auch auf textuelle Zusammenhänge an. Ist irgendwann im späteren Textverlauf von Frauen explizit die Rede, restrukturiert diese Information die Referenz auf Erzieherinnen (Gygax et al. 2008).

Zur Durchsetzung einer geschlechtergerechten Sprache eignen sich im Deutschen verschiedene Strategien, z.B. der Feminisierung und Neutralisierung. Bei der Neutralisierung wird jeder Hinweis auf das Geschlecht entfernt. Geschlechtsneutrale Ersatzwörter können auf verschiedene Arten gebildet werden, z.B. Partizipien: Lehrende, Studierende; Abstraktionen: Lehrkörper oder Lehrkraft, Kaufleute; Synonyme: Kollegium; Abkürzungen: Studi für Student oder Studentin.

Folgende Varianten wurden für die Feminisierung zunächst vorgeschlagen: Beidnennung, Beidnennung mit Schrägstrich, Beidnennung mit Klammern, generisches Femininum [die Studentinnen (Männer sind mitgemeint)] oder Generisches Neutrum [das Student] (vgl. dazu Trömel-Plötz u.a. 1981). Beide Strategien wurden in vielen Richtlinien veranschaulicht (Häberlin/Schmidt/Wyss 1992, Kargl u.a. 1997, Hellinger/Bierbach 1993, Schweizerische Bundeskanzlei 2009). Während generisches Femininum und generisches Neutrum kaum Anwendung fanden und auch heute eher selten eingesetzt werden (in einigen universitären Textsorten, dazu später), tauchen die anderen genannten Formen im gegenwärtigen Sprachgebrauch oft auf. Die Schreibung mit dem großen I im Wort, die sowohl Feminisierung symbolisiert als auch durch den Suffigierungsauftritt dann für das Lexem Generizität beansprucht, gehört auch mit ins Repertoire. Dieser "orthographische Glücksfall" (Pusch in einer Diskussion) hatte zu vielen Debatten Anlass gegeben; er wird gelegentlich im akademischen Bereich und in vielen feministischen und verschiedentlich in linken Publikationen (in TAZ-Artikeln

beispielsweise recht häufig, in der schweizerischen WOZ<sup>2</sup> sehr häufig) praktiziert (Brunner/Frank-Cyrus 1988, Braun 2000, Peyer/Wyss 1998). Im Westen Deutschlands ist die weibliche Selbstreferenz mit Movierung viel weiter verbreitet als im Osten (Trempelemann 1998). Bei konkreten Personenreferenzen wird das Geschlecht fast durchgängig morphologisch ausgedrückt. Im Bezug auf Angela Merkel ist beispielsweise überall von „der Kanzlerin“ die Rede.

Da Personenbezeichnungen immer die oft komplexen Genus/Sexus-Regeln einer Sprache berücksichtigen, gestalten sie sich in den indoeuropäischen Sprachen sehr unterschiedlich (beispielsweise Bierbach zum Französischen (1990) und Spanischen (1992), Miemitz (1997) zum Polnischen, die Artikel in van Leeuwen-Turnovcovà 2002 zu weiteren slawischen Sprachen). Russinnen scheinen z.B. kein Bedürfnis zu verspüren, sich movierte Berufsbezeichnungen zuzuschreiben. Sie referieren auf sich z.B. als „Lehrer/prepodavatel“) und nicht als „Lehrerin/prepodavatel'nica“. Morpheme wie „nica“ werden stark mit Pejorisation verbunden. Einige Entwicklungen in diesem Bereich fassen die Beiträge in Hellinger und Busmann (2000) und vor allem in den von Hellinger und Motschenbacher edierten Bänden (2005 erschien der erste) zusammen.

Im Französischen sind in Frankreich, Kanada, Belgien, der Schweiz und anderen französischsprachigen Ländern die Assoziationen mit den Feminisierungssuffixen – trice, -esse, -euse usw. jeweils sehr unterschiedlich (Hergenhan 2012).

Die Femininbildung ist an den lateinischen Ursprüngen orientiert. Mehrere Möglichkeiten der Femininbildung<sup>3</sup>:

- männl. -teur = **-trice**. → recteur – rectrice
- wenn lat. Bezeichnung -issa ist = **-esse**. → pasteur – pastoresse
- wenn Ursprung = Verb = **-euse**. → chauffeur – chauffeuse
- wenn geschlechtsneutrale Berufsbezeichnung = **Voranstellung des weiblichen Artikels**.  
→ la/une ministre, la/une juge, la/une chef de service
- andere Fälle = Anführen des **-e** oder Ersetzen der männl. Wortteil durch sein weibl. Äquivalent.  
→ ingénieur – ingénieure  
→ sage-femme – sage-homme (≠ Frankreich)

Andere Möglichkeiten für eine geschlechtergerechte Sprache:

- Verwendung von geschlechterneutralen Begriffen. → être humain, personne, titulaire (≠Belgien)
- Dopplung (statt Schräg- oder Bindestrichen). → citoyens et citoyennes
- Dopplung der Artikel wenn die Berufsbezeichnung geschlechtsneutral ist.  
→ un ou une journaliste

Diese und weitere politische Faktoren (die z.B. die Beziehung zur Academie francaise betreffen) haben die Umsetzung unterschiedlicher Sprachreformen beeinflusst. Die insgesamt einfacheren Sprachpolitiken der englischsprachigen Welt fasst Kremer 1997 zusammen. Bei einer Sprache, in der Personenreferenz in der gesamten Nominalphrase selten Genusinformation trägt und Anschlüsse mit allen

---

<sup>2</sup> In der WOZ-Redaktion wurde er laut Schröter/Linke/Nussbaumer 2012 erfunden.

<sup>3</sup> Dank an Manon Bienvenut-Crelot und Pascale Pöß für eine gute Diskussionsvorlage in einem Seminar dazu.

drei Pronomen ermöglicht, ist die Reform wesentlich einfacher als im Deutschen. Für das Deutsche könnten unterschiedliche Varianten in Texten stärker genutzt werden.

## 2. Personenreferenz in Texten

Die vielen Richtlinien und Studien zu einem geschlechtergerechten Sprachgebrauch haben sich bis heute mit der Repräsentation der Geschlechter in Sätzen, nicht in Texten beschäftigt. Normalerweise begegnen uns Personenreferenzen aber in Texten. Von Textrezeption ausgehend, müssen wir uns durchaus auch der Frage stellen, wie mehrere Doppelnennungen im Satz oder im Text rezipiert werden (Bsp: Lehrerinnen und Lehrer gehen mit Schülerinnen und Schülern achtungsvoll um) oder welche im Text wechselnden Personenbezeichnungspraktiken zur kognitiven Repräsentation beider Geschlechter in der Wahrnehmung der Lesenden führen. Vor allem in institutionellen Textsorten, wie etwa Prüfungsordnungen tauchen Listen von Personenbezeichnungen auf, die den Text bei kontinuierlicher Beidnennung der Geschlechter umständlich machen. Statt textuelle Ungetüme zu produzieren, wie in der am 1.1.13 in Kraft getretenen Grundordnung der Uni FR

### *Â§ 10 Rechtsberaterin oder Rechtsberater*

*(1) Die Rektorin oder der Rektor wird von einer rechtsberatenden Person unterstützt. Sie oder er wird von der Rektorin bzw. vom Rektor im Benehmen mit dem Senat berufen; sie oder er muss Mitglied der Rechtswissenschaftlichen Fakultät sein und führt die Bezeichnung Rechtsberaterin bzw. Rechtsberater der Rektorin bzw. des Rektors.*

*(2) Soweit es die Beratungsgegenstände erfordern, kann sich die Rektorin oder der Rektor von der Rechtsberaterin oder dem Rechtsberater in Sitzungen der Gremien begleiten lassen.*

*Sie oder er kann nicht gleichzeitig ein Wahlamt in einem der zentralen Organe (Â§ 7) wahrnehmen.*

*(3) Für ihre oder seine angemessene Entlastung gelten die gesetzlichen Vorschriften.*

könnte eine Textpraxis entwickelt werden, die im englischen Sprachraum sehr verbreitet ist, nämlich beide Referenzformen für generisch zu erklären. So referiert beispielsweise der Philosoph Richard Rorty seitenlang in seinem Buch „Contingency, Irony, and Solidarity. (Cambridge: Cambridge University Press, 1989) auf „the ironist“ mit dem Pronomen „he“ und dann folgen später rückbezügliche Referenzen mit dem Pronomen „she.“ Alle Lesenden können sich somit unter „the ironist“ einen Ironiker oder eine Ironikerin oder gern auch jemanden dazwischen vorstellen. Der Pronomenwechsel im Text verändert die Repräsentation der Personen auch noch im Nachhinein. Im Deutschen können wir uns nicht auf pronominale Referenzen beschränken, sondern sollten langfristig zu einer Textpolitik gelangen, die maskulinen und femininen Personenreferenzen kontextuell eine mögliche generische Lesart zuspricht. Günthner (2014) fasst für eine generische Lesart des Femininums argumentierende universitäre Textpolitiken (der Universitäten Potsdam und Leipzig)

zusammen<sup>4</sup>. Der Kontext muss jeweils klären, ob generische oder spezifische Referenzen gemeint sind.

Die Schweizer Tagespresse bemüht sich etwas mehr als die deutsche um den expliziten Einbezug von Frauen in die Textwelt. Sie verfolgt mit Ausnahme der Boulevard-Zeitung „Blick“ beispielsweise die Strategie, zumindest zu Beginn von Artikeln eine Beidnennung zu betreiben (Bühlmann 2002). Vor allem im „Tagesanzeiger“ finden generische Maskulina nur zu 36% Einsatz. In der linken Wochenzeitung aus Zürich (WOZ) findet sich konsequente Beidnennung oder Suffigierung mit großen I (Schröter/Linke/Bubenhofer 2012). Auch das Bemühen um den Einsatz von Kollektivbezeichnungen ist höher als in der deutschen Tagespresse.

Mit Konzessionen an die Pragmatik lesefreundlichen Schreibens kann konstatiert werden, dass die ausschließliche Verwendung maskuliner Personenbezeichnungen in journalistischen, akademischen und verwaltungsbezogenen Textsorten zu Gunsten der textuellen Repräsentation aller Geschlechter auf verschiedene Art vermieden werden kann.

### 3. Neue Schreibpolitiken

In den letzten Jahren ist eine Schreibung mit Unterstrich (Politiker\_innen) hinzugetreten, deren Protagonist(innen) dieses diakritische Zeichen als einen Ausweis von und Hinweis auf den Einbezug von „trans gender“ ansehen und diese Lesart in Diskursen verbreiten (Hornscheidt 2012, Spieß 2013). Der Unterstrich oder das Sternchen sollen Wörter nach dem Leitfaden der AG Feministisch Sprachhandeln<sup>5</sup> an verschiedenen Stellen unterbrechen; faktisch steht er aber meist vor dem Morphem der Movierung (also Schreiber\_innen). Auf der Web-Seite des Kompetenzzentrums „gender and diversity“ (TH Nürnberg) heißt es beispielsweise, der Unterstrich

*stellt darüber hinaus die Selbstverständlichkeit einer Zwei-Geschlechter-Ordnung und einer heterosexuellen Orientierung als Norm in Frage und will auch denjenigen einen sprachlichen Ort verleihen, die bislang vorwiegend nicht oder nur als „Abweichung“ wahrgenommen werden (Intersexuelle, Transsexuelle, Homo- und Bi-Sexuelle, Transgender, Crossdresser, Drags, usw.). Der Unterstrich symbolisiert mithin nicht nur die bisweilen sehr fließenden Übergänge zwischen ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘, sondern auch einen Ort, an dem Überschneidungen und Wanderungen zwischen Geschlechtsidentitäten und sexuellen Orientierungen einen Platz haben.<sup>6</sup>*

---

<sup>4</sup> Günthner 2014 erinnert daran, dass die Stadt Buchholz schon vor zwanzig Jahren amtliche Schriftstücke im generischen Femininum abgefasst hat, was zu stark ablehnenden Pressekommentaren geführt hatte.

<sup>5</sup> [http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2014/03/onlineversion\\_sprachleitfaden\\_hu-berlin\\_2014\\_ag-feministisch-sprachhandeln.pdf](http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2014/03/onlineversion_sprachleitfaden_hu-berlin_2014_ag-feministisch-sprachhandeln.pdf)

<sup>6</sup> <http://www.th-nuernberg.de/seitenbaum/hochschule/forschung/4/ohm-kompetenzzentren/kompetenzzentrum-gender-and-diversity/wofuer-die-schreibweise-mit-dem-unterstrich/pag>

Auch die Freiburger „Vorschläge für einen geschlechtersensiblen Sprachgebrauch“ melden über „Verwendung von Unterstrich und Sternchen“ dies beziehe Personen mit ein, „die sich nicht in das System der Zweigeschlechtlichkeit einordnen.“ „ein\_e Forscher\_in“ oder „ein\*e Stipendiat\*in.“

Die in diesen Ratgebern getroffene Aussage, der Unterstrich oder das Sternchen stellen die Selbstverständlichkeit der Zwei-Geschlechter-Ordnung in Frage und darüber hinaus auch heterosexuelle Normen, ist linguistisch nicht haltbar. Ein graphisches Sonderzeichen leistet keine solche Repräsentation; es ist nicht transparent, erst recht nicht als Zeichen für Personenreferenz. Man kann graphische Zeichen durchaus für eine soziale Gemeinschaft mit Appell-Funktionen aufladen, wenn der Metadiskurs darüber intensiv genug betrieben und rezipiert wird. Dann kann so ein Unterstrich für Kreise, die solche Texte rezipieren, einen Wiedererkennungswert symbolisieren. Er kann so zum Emblem von Gruppenzugehörigkeit werden nach dem Motto: aha, der Text wurde von einer Person verfasst, der viel an der Überwindung der Zweigeschlechtlichkeit liegt. Ob sich der/die Lesende dann meinetwegen bei der Referenz „Leser\_in der FAZ“ einen Crossdresser vorstellt, ist bis heute nicht nachgewiesen, aber sehr unwahrscheinlich, da die humanen Prototypen, die wir bei Referenzen flüchtig vor unserem inneren Auge vorbeispazieren lassen, eher einer alltäglichen Lebenswelt entstammen als einem impliziten Appell, der von Sonderzeichen ausgeht. Selbst innerhalb einer Diskursgemeinschaft, die die gewollte Aufladung eines Striches inferieren kann, ist die Steuerung der Kognition unklar. Das ist jedenfalls der Befund, den die semantische Prototypentheorie und die oben angeführten kognitionslinguistischen und –psychologischen Experimente stützen. Nur wer viel mit FAZ lesenden Crossdressern im Alltag zu tun hat, stellt sich diese bei Referenzen mit beliebigen Zeichen an der Morphemgrenze auch vor.

Mit den ausdrücklichen Plädoyers für dynamische oder an Morphemgrenzen eingesetzte Unterstriche und Sternchen statt anderer Möglichkeiten der Neutralisierung oder punktuellen Beidnennung in Personenreferenzen geht es nicht mehr um ein Unterlaufen maskulin dominierter Referenz, sondern um eine exklusive Sprachpolitik, die nur in einer in-group erkannt werden kann, welche sich an entsprechenden Metadiskursen beteiligt. Ich werde später anthropologisch-linguistische Theorien bemühen, um Effekte solcher Sprachpolitiken weiter zu erhellen.

#### **4. Kurzer Exkurs zur Prototypentheorie**

Bei Referenzen auf Gegenstände oder Lebewesen stellen wir uns die in der Lebenswelt vorhandenen „besten Exemplare, beziehungsweise Beispiele, beste Vertreter oder zentrale Elemente einer Kategorie“ (Kleiber, 1993: 31) vor. Es handelt sich also um eine Art von Prototypikalität, bei der ein bestimmter Referent das Zentrum einer Kategorie bildet. Die Vertreter der Kategorie Vogel sind allesamt



Vögel im biologischen Sinne. Keiner davon ist „mehr oder weniger“ ein Vogel. Trotzdem stellen wir uns eher Spatzen oder Amseln vor als Straußen. Wir haben auch eine eigenständige Konzeption von Spatzen, Eulen oder Straußen“ (Blank, 2001: 46f). So wurden bei verschiedenen Zuordnungsversuchen die zentralen Vertreter der Kategorie Vogel (wie beispielsweise Spatz oder Amsel) signifikant schneller als solche erkannt als randständige Vertreter (wie beispielsweise Pinguin oder Strauß).

Diese mentalen Repräsentationen der Kategorie sind kulturell bedingt (Wierzbicka 2015). Wer dauernd mit Straußen zu tun hat, stellt sich diese tendentiell beim Referenten „Vogel“ eher vor. Wer mit Karotten und Bohnen aufwächst, denkt bei der Kategorie „Gemüse“ eher an diese als diejenigen, in deren Küchen Maniok und Chayote stark vertreten sind.

Über spezifische, über Weiblichkeit und Männlichkeit hinausgehende mentale Repräsentationen bei Personenreferenzen ist mir keine Forschung bekannt. Stellt man sich „die Sekretärin“ eher jung oder mittelalt vor, eher groß oder eher klein? Stellt man sich „den Ruderer“ schlank und jung vor, weil wir beispielsweise im Fernsehen im Unterschied zu Ruderclubs keine alten Ruderer sehen? Da ich über Assoziationen mit Personenreferenzen jenseits von gender wenig weiß, beziehe ich mich unten auf eine Vorlesungsdiskussion über Personenvorstellungen.

## 5. Repräsentationen von Personen

Für eine Vorlesungsdiskussion bin ich von folgendem Text (Gerlach 2016 im Deutschlandfunk) ausgegangen:

*Für einen Liter Milch bekommen Landwirte knapp 30 Cent - sie müssten aber wesentlich mehr bekommen, um kostendeckend produzieren zu können. Verantwortlich gemacht wird für den Preisverfall das Überangebot der Milch. Und auch die Preise für Schweine sind im Keller. Viele Landwirte hoffen auf ein Umdenken bei den Verbrauchern.*

*Die Dramatik erkennen wir alle durch die Zahlen: Gut 45 Prozent weniger Erlöse gab es für die Landwirte durch den Preisverfall – und besonders hart traf es die Milchbauern und Schweinehalter. Aber spüren Sie auch emotional, wie ernst die Lage ist?  
Bei Hofbesuchen und in Gesprächsrunden erzählen mir Milchbauern, dass sie ihre Lebensversicherung kündigen müssen, um mit dem Hof irgendwie über die Runden zu kommen.*

Recht unwissenschaftlich habe ich die 60 Studierenden nach Lektüre gefragt, wie sie sich die Milchbauern, Schweinehalter und Landwirte beim ersten Lesen des Textes vorgestellt haben und sie gebeten, auf einem Zettel ihre Vorstellungen zu notieren. Eine sehr häufige Antwort war: „schwer arbeitende, (mittel)alte Männer“ (über die Hälfte schreibt das). Attribute wie „Gummistiefel (ein Viertel führt das an),“

„Arbeitskleidung“, „grobe Hände“, „kleiner Bierbauch“ „verheiratet“, „arm“, „ungepflegt“, „frustriert“ „dialektsprechend“ werden ebenfalls einige Male genannt. Einige der 60 Befragten stellten sich diese auf einem Hof im Schwarzwald vor, den sie kennen. Außerdem habe ich gefragt, ob sie eine explizite Referenz auf Bäuerinnen für notwendig halten. 38 Befragte halten es nicht für notwendig und schreiben entweder keine Begründung oder sie stellten sich eh einen Familienbetrieb vor. Fünf Befragte gaben sich unentschieden und 17 plädierten für eine der Formen, die sich explizit auf Landwirtinnen beziehen. Interessant ist zunächst, dass der Versuch, sich die mentale Repräsentation der Personenreferenzen bewusst zu machen, zu konkreten Menschenbildern aus der vertrauten Umgebung führte. Wen wundert es, dass sich Studierende beim obigen Szenario ältere oder mittelalte, ländlich lebende Männer mit Gummistiefeln vorstellen? Der Textinhalt evoziert Arbeitskontexte und auch solche von Sorgen und Armut. In selbiges integrieren sich die Personen, oben solche mit Milchvieh, viel Arbeit und wenig Erlös. Etwa ein Drittel der Studierenden der Freiburger Germanistik hält den expliziten Einbezug für notwendig. Diese eher niedrige Anzahl in der informellen Studie bestätigt Befunde von Schröter, Linke, Bubenhofer (2012) und Bülow und Herz (2015) dahingehend, dass nur noch dem kleineren Teil der heutigen akademischen Jugend die sprachliche Geschlechtergleichstellung am Herzen liegt.

Kein spezifisch aufgeladenes Zeichen hätte in den Studierenden das Bild einer Person aufgerufen, die sich nicht im System der Zweigeschlechtlichkeit verortet. Sie hätten sich auch bei in die Personenbezeichnung integrierten Unterstrichen weiterhin schwer arbeitende, Dialekt sprechende Bauern mit Gummistiefeln und Bäuerinnen aus Familienbetrieben vorgestellt. Sollten nicht als weiblich oder männlich identifizierbare Personen ihnen in der Landwirtschaft besonders aufgefallen sein, würden sie diese vermutlich bei Referenz auch repräsentieren. Sie scheinen aber dort keine im Alltag auffällige Rolle zu spielen. Der Kerngedanke meines hier vorgetragenen Reflektierens<sup>7</sup> ist, dass die prototypischen Aufrufungen von Personenreferenzen erfahrungsgesättigt sein müssen und nicht über Grapheme evozierbar sind<sup>8</sup>.

Die Vielfalt der Geschlechteridentitäten lässt sich nicht über Sonderzeichen in Personenreferenzen aufrufen. So hoch ist der Informationsgrad des Zeichens einfach nicht. Wir können genauso wenig über Sonderzeichen manipulieren, dass man sich bitte auch alte Menschen vorstellen möge, um dem Jugendwahn zu entkommen oder umgekehrt auch junge Bauern ohne Gummistiefel. Dafür gibt es in Nominalphrasen andere Möglichkeiten, das Attribut beispielsweise.

## 6. Sprachliche Register und Identitätszeichen

---

<sup>7</sup> Dass die Befragung keinem Kriterium eines Experiments standhält, versteht sich. Es geht hier nur um eine Annäherung an die Komplexität von Personenrepräsentation.

<sup>8</sup> Wenn das so wäre, hätte ja auch der Schrägstrich zur Vorstellung von „queer persons“ führen müssen.

Die semiotische Aufladung eines Striches oder Sternchens als Infragesteller einer heterosexuellen Orientierung ergibt sich nicht von selbst, sondern kann erst durch Schreibpraktiken und vor allem darauf bezogene Erläuterungsdiskurse hergestellt werden. Dann erwirbt die neue Schreibung eine indexikalische Funktion als Ausdruck von Gruppenzugehörigkeit für diejenigen, die mit der zugewiesenen Funktion durch entsprechende Lektüre vertraut sind: der/die Schreibende verortet sich „queer“ (dieser Anglizismus wird in deutschsprachigen Texten interessanterweise nicht übersetzt), ko-konstruiert über solche Praktiken diese Gemeinschaft. Diese Zuordnung muss/soll mitverstanden werden, kann aber nur mitverstanden werden bei Teilnahme an den entsprechenden Diskursen. Der Unterstrich oder das ähnlich aufgeladene Sternchen werden so zu Indexen auf Rekreationen von Diskursgemeinschaften<sup>9</sup>.

### 6.1. Einschreibungen

Ich umreiße im Folgenden ein anthropologisch-linguistisches Denken über Sprache, wie es sich z.B. in der Theorie von Asif Agha (2007) zu Einschreibungen in Register („enregisterment“) findet. Ausgangspunkt linguistisch-anthropologischer Theorien ist die reflexive Dimension von Sprachgebrauch. Wann immer Menschen Sprache verwenden, produzieren sie auch Informationen über ihre Informationen. Diese indexikalischen Bedeutungen vermögen es, bei den sozialen und kulturellen Rahmungen bestimmter Gruppen von betroffenen Menschen Resonanz zu finden und Zugehörigkeiten der Schreiber<sup>10</sup>Innen anzuzeigen. Textpraktiken verweisen auf ihre Produzent(innen) und inszenieren deren Identitäten und Zugehörigkeiten.

Hier eine Passage aus Pepe Drostes Rezension (2014) zu Aghas Buch:

*Zentral dafür sind nach Agha Prozesse der Einschreibung ('enregisterment), soziohistorische Prozesse, durch die spezielle Formen semiotischen Verhaltens in "kulturelle Modelle des Handelns" (Agha 2007, 55) transformiert werden, das heißt in Formen, die indexikalische Stereotypen hervorrufen. Spezifische semiotische Unterscheidungen werden als Register ('register') konventionalisiert und werden als solche erkennbar. Register sind demnach weder als statische Fakten einer Sprache zu verstehen, noch in dem soziolinguistischen Sinn von Register als statischer Kookkurrenz von Merkmalen, die mit einem spezifischen situativen Setting oder einer festen sozialen Kategorie assoziiert werden.*

Als diskursives Register sieht Agha (2007) ein kulturelles Modell des Handelns:

- (a) which links speech repertoires to stereotypic indexical values*
- (b) is performable through utterances (yields enactable personae /relationships)*
- (c) is recognized by a sociohistorical population*

---

<sup>9</sup> Mehr Information zu indexikalischen Funktionen von Kommunikationsweisen findet sich beispielsweise in Kotthoff 2012.

<sup>10</sup> Denken Sie nun über die mögliche Aussage dieser graphischen Zeichen nach? Das Dach holt doch all die vielen Geschlechter unter ein Dach, oder nicht?

Soziohistorische Populationen erkennen spezifische semiotische Einschreibungen wie Akzente, mündliche und schriftliche Stilisierungen wie den Unterstrich. Sie werden zu Registern in Aghas Sinne, wenn sie mit Gruppen mehr oder weniger fest assoziiert werden können. Durch solche Äußerungspraxen (re)konstituieren sich die Gruppen als solche. Ein Zeichen aus einem Inventar von Schreibkonventionen erhält einen indexikalischen Wert einer Typenzuordnung (hier zum Typus des/der postfeministischen Genderdiskurs-TeilnehmerIn)<sup>11</sup>.

Auch Schreibung ist als Registerbestandteil immer Teil von Identitätspolitik. Bestimmte Zeichen können auffällig (salient) gemacht werden, ins Auge oder ins Ohr springen, mit den Sprechern und Schreiberinnen assoziiert werden als „Embleme“ von sozialen Identitäten. So war und ist das Binnen-I ein Emblem als Hinweis auf ein Bemühen um textuelle Geschlechtergerechtigkeit, gleichzeitig Ausweis einer widerständig-akademischen oder feministischen Orientierung (da es sich oft in akademischen Texten finden, trägt es diese Praxis der Herkunft mit sich). In der Auslandsgermanistik wurde ich einige Male von Kollegen gefragt, ob sie das große I als Auftakt der Suffigierung auch schreiben könnten, wenn sie nicht für einen Feministen gehalten werden wollten. Sie hatten beim Rezipieren deutscher, akademischer Texte sehr wohl erfasst, dass solche Praktiken auch etwas über die Schreibenden aussagen und diese verorten.

Für die meisten LeserInnen zeigt die Schreibweise „Leser\_innen“ oder „Les\_erinnen“ nur eine weitere Form, die über die Referenz auf männliche Wesen hinausgeht. In der Verwaltung der Universität Freiburg wird es grob mit „ist gerade in“ assoziiert („mal etwas Anderes“<sup>12</sup>). Davon auszugehen, dass nun bei Lektüre vor dem inneren Auge zwangsläufig ein Transgender-Typus auftaucht, scheint mir weit entfernt zu sein von Zusammenhängen zwischen Sprache und Kognition. Aber eine bestimmte soziohistorische Population kann mit dem Unterstrich an der Morphemgrenze (oder gar irgendwo im Wort, wie Hornscheidt 2012 vorschlägt) den Index erkennen, dass hier von Autor^innenseite Zugehörigkeit zu einer Gruppe ausgewiesen wird, der an einer mentalen Präsenz von transgeschlechtlichen Personen liegt und die sich darüber hinaus selbst eine besondere und überlegene Sprachsensibilität bescheinigt. Aber ein „gender gap,“ bei dem der Strich ohne Hintergrundinformation ein Nachdenken über mögliche geschlechtliche Zwischentypen heraufbeschwört ist genauso wenig wahrscheinlich wie eine semantische Aufladung von Schrägstrichen (vielleicht schließt gerade der Schrägstrich schräge Typen („queer“ heißt u.a. „schräg“) ein?) oder Klammern.

Interessant ist auch, dass diese Sprachpolitik innerhalb der sich kritisch mit Sprache beschäftigenden Kreise Abgrenzungen von früheren feministischen Sprachpolitiken unter der Hand miterzeugt. Die Bemühungen, mit dem generischen Maskulinum

---

<sup>11</sup> In Lann Hornscheidts Schreibweise müsste es heißen „des postfeministischen Genderdiskurs-Teilnehmex.“

<sup>12</sup> Das zeigen informelle Rückfragen an Abteilungen, die in Texten mit diesen Zeichen operiert hatten.

erzeugte Referenzen auf männliche Wesen zu torpedieren, indem die oben skizzierten Reformvorschläge umgesetzt werden, klopfen nun eine Lesart fest, nach der es damals immer nur um Referenzen auf Frauen gehen musste. Primär war tatsächlich das Ziel der feministisch motivierten Reformanstrengungen, die Referenz auf Männer auf Frauen auszuweiten und Frauen sichtbar zu machen (auch noch heute repräsentieren sie „die Hälfte des Himmels“). Frauen wurden als die historisch unterschlagene andere humane Großgruppe in den textuellen Vordergrund geholt. Aber wer weder Männlein noch Weiblein zu sein beansprucht, könnte sich durchaus mitgemeint fühlen. Per Metadiskurs ließe sich durchaus auch proklamieren, dass etwa das große I nichtverortete Personen einschließt. Vermutlich haben wir es also bei den neuen Praktiken auch mit dem von Angela McRobbie beklagten Sachverhalt zu tun, dass für Frauen keine Traditionslinien hergestellt werden. Feministisches Denken, hier das der Linguistinnen der Frauenbewegung der achtziger Jahre, wird nicht tradiert, denn die Unterstrich-Politik weist ihre Modelle jetzt als defizitär aus. Sie, also Pusch, Trömel-Plötz, Hellinger, Bierbach, Wodak etc. seien einem binären Geschlechtermodell angehängen, heißt es nun. Dabei drehten sich die Bemühungen durchaus darum, eine Referenz auf „nicht-männliche“ Wesen zu ermöglichen; in welchem Grad diese weiblich sind, könnte durchaus offener interpretiert werden als es zunächst üblich war. Man könnte heute eine solche Lesart verstärken. Das hätte allerdings weniger Distinktionsgewinn ergeben. Und darum geht es eben auch.

## 6.2. Zur Debatten(un)kultur

Gegenwärtig klaffen die Sichtweisen auf eine gerechte Personenreferenz erheblich auseinander.

In der aktuellen Debatte ist es bedenklich, dass eine Zeitschrift wie „Forschung&Lehre“ (11, 2014) zur Auseinandersetzung mit geschlechtergerechter Sprache zwei Positionen bemüht, die am jeweiligen Ende eines Spektrums stehen, einmal die von Lann Hornscheidt, die gemeinsam mit der Arbeitsgruppe „Feministisch Sprachhandeln“ der Humboldt-Universität einen Vorschlag entwickelt, bei dem alle Morpheme, die eine personale/männliche/weibliche Derivation ausdrücken, durch ein x ersetzt werden. Zum Beispiel: „Liebx Professx“.

Aus Hornscheidts Text:

*1.: Im Grundgesetz steht ‚die Würde des Menschen ist unantastbar‘. Wex aber zählt als Mensch, in welchen Situationen?*

Daneben kommt Walter Krämer, der Vorsitzende des Vereins für deutsche Sprache, zu Wort, der die maskuline Personenbezeichnung für vollkommen ausreichend hält und keinerlei Forschung zu dem Thema zur Kenntnis nimmt.

*Da überschätzte die Gender-Fraktion die Wirkung von Sprache dann doch gewaltig. Natürlich ist Sprache eine Brille, durch die wir die Welt betrachten, und je nach Brille ändert sich diese Sicht der Welt. Das gilt für verschiedene Sprachen genauso wie für geschlechtsneutrale versus traditionelle Formen der gleichen Sprache. Aber die Welt*

*selber kümmert sich darum nur wenig. Wenn sich in 50 Jahren niemand mehr etwas dabei denkt, wenn Staatsoberhäupter, DAX Vorstände oder UN-Generalsekretäre Frauen sind, dann liegt das an Hillary Clinton und Angela Merkel und nicht daran, dass „der Vorstand“ in „die Vorständin“ geändert wurde.*

Krämer nimmt all die vielen psycholinguistischen und psychologischen Experimente zur Personenreferenz einfach nicht zur Kenntnis (wie Damaris Nübling in ihrem Leserbrief dazu in der Zeitschrift schrieb).

Die Rezeption von Hornscheidts Vorschlägen (dazu Baum 2014) ist alles andere als neutral:

*Als der Leitfaden im Frühjahr 2014 erschien, bekam Hornscheidt Morddrohungen, Schlachtungsphantasien und Vergewaltigungsabsichten geschickt. Man müsse Hornscheidt eben nur mal richtig rannehmen, dann falle Hornscheidt auch wieder das Geschlecht ein. Betrachtet man die Herkunft dieser Kommentare, stellt man fest, was auf der Hand liegt: Das rechte Milieu flippt völlig aus, und deswegen ist es nur folgerichtig, dass es der superrechten „Jungen Freiheit“ extrem viel Freude macht, sich mit Hornscheidt zu befassen. (Baum in der FAZ 2014)*

Scharfe Kritik an der Politik solcher rechten Kreise muss mich aber nicht daran hindern, auf Personenreferenzen vom Typus „Syrx“ oder „Italienx“ zu verzichten und sie auch nicht für ernsthafte Vorschläge einer sinnvollen Textpraxis zu halten.

Ich halte sie für eine Art von Selbstexotisierung, die der Herstellung exklusiver Zirkel dient. Diese Zirkel wissen jeweils um die neueste Sprachpraxis, die als Gipfel des Fortschritts vermittelt wird. Das ist aber nicht jederfraus Sache und dem Bemühen um eine bessere, nichtmännliche Personenrepräsentation in Texten wenig dienlich.

Morphologisch gesehen besteht ein Wort wie „Italienerin“ aus dem Kernmorphem „Italien,“ dem Personalisierungssuffix „er“ und dem Movierungssuffix „in.“ Unsere Sprachwahrnehmung verläuft aber nicht bewusst morphologisch, sondern ganzheitlich. Wenn wir uns beispielsweise über MigrantInnen austauschen, referieren wir auf diese nicht als Pakistanx, Irakx oder Syrx. Das wäre zweifellos ökonomisch, bedient sich aber nicht des verständlichen Morpheminventars des Deutschen..

In der frauenbewegten Linguistik gab es schon oft Ideen, die als Augenöffner dienten und nicht wirklich auf Umsetzung abzielten. So meinte Luise Pusch (1984), das Neutrum möge der unspezifischen Referenz dienen, z.B. „das Pilot.“ Wenn es um Männer ginge, dann könnten wir auf diese mit „der Piloterich“ referieren. Die Ente und der Enterich hatten dabei Modell gestanden und es war und ist sehr erheiternd und zeigt, was in der Sprache theoretisch möglich wäre. Es müsste aber ein Usus ausgebildet werden können, der von einer Sprachgemeinschaft praktiziert wird. Der hat sich für „die/das Pilot“ und den „Piloterich“ nicht herausgebildet.

Auch die höchst selten übersetzte Attribution „queer<sup>13</sup>,“ wie auch die Aneinanderreihung vieler abkürzender Großbuchstaben LSBTTIQ ist nur innerhalb einer eng begrenzten Gemeinschaft verständlich und mündlich reproduzierbar. Suchmaschinen im Internet bringen eine bei Angabe von LSBT z.B. zur Web-Seite „LSBT-Flüchtlinge in NRW.“ Dort taucht im Text folgender Satz auf: „Immer wieder berichten Gruppen und Einzelpersonen von lesbischen, schwulen und trans\* Flüchtlingen, die bei ihnen Rat und Hilfe suchen.“ L steht also für lesbisch und s für schwul, eines der T für „trans“.

Mit Anzeigen wie der folgenden wird von vorn herein nur der Kreis angesprochen, der weiß, wer gemeint ist:

[profilinfo] 7. Newsletter der Universität Freiburg (06.04.2016)

□ *Nächstes Treffen des Queertisch am 13.05.2016, 20 Uhr, im Caféhaus Freiburg Beschäftigte der Universität Freiburg, die sich für LSBTTIQ-Belange interessieren, treffen sich einmal im Monat zum Erfahrungsaustausch und zur Planung gemeinsamer Aktivitäten. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen.*

Vielen Lesenden erschließt sich das Ungetüm LSBTTIQ nicht, das einem überhöhten Anspruch auf Explizierung entstammen könnte, dem es aber gerade nicht genügt.

### **Schluss:**

Ausgangspunkte unserer Betrachtung zu geschlechtergerechter Personenreferenz sollten Texte sein, nicht einzelne Sätze. Wir sollten dementsprechend Textgestaltungen favorisieren, bei denen im Laufe des Textes die Referenz auch auf nichtmännliche Personen abgesichert wird; primär sind das nach wie vor rein quantitativ gesehen weibliche Personen. Dafür gibt es unterschiedliche Möglichkeiten, die im Textverlauf variieren können. Von der ausschließlichen Verwendung maskuliner Personenbezeichnungen ist weiterhin abzuraten, auch wenn sie generisch gemeint sein sollten. Schreiber und Schreiberinnen können sich in der deutschen Sprache vielfältiger Methoden bedienen, die oben umrissen wurden. Diese sind alle gleichermaßen geeignet, männlich dominierte Personenrepräsentationen zu unterbinden. Kein Unterstrich leistet jenseits einer instruierten „queer-in-group“ mehr als ein etabliertes anderes Zeichen (Klammern, großes I, Schrägstrich, Sternchen). Ohne Teilnahme an den entsprechenden Metadiskursen bewirken Unterstriche vor der Suffigierung nichts anderes als Schrägstriche. Irgendwo im Wort gesetzt, können sie zum Nachdenken über

---

<sup>13</sup> In der Übersetzung von Jonathan Franzens (2001) Buch „The corrections“ ins Deutsche wurde „queer theory“ mit „Schwulentheorie“ übersetzt. Einer seiner Protagonisten vertritt das Fach Schwulentheorie an einem College. Mir ist dieser deutsche Terminus an deutschen Universitäten noch nie begegnet. Trauen sich deutschsprachige Schwulentheoretiker gradlinige Selbstbezeichnungen nicht zu? Mit dem Englischen lässt sich im Deutschen Prestige heischen. Davon so stark Gebrauch zu machen, weckt Zweifel am sprachkritischen Duktus der Quer-Szene. Queer kann auch quer oder schräg heißen. „Schräge Theorien“ wären interessanter als die Anglizismen des hegemonialen Diskurses. Außerhalb der Universität tauchen durchaus Doppelnennungen auf, wie <http://schwules-netzwerk.de/category/queer-2/>.

Komponenten des Wortes anregen. „W\_orte“ (wie im Titel des Buches von Hornscheidt) bringt eine natürlich auf die Idee, es könne um Orte für Worte gehen, Kontexte des Sprechens und Schreibens somit. Lesende sollen irritiert werden, was mehr oder weniger sinnvoll sein kann. Dauerndes Irritieren ist in Alltagstextsorten allerdings nicht produktiv. Geschlechtergerechte Ausdrucksweisen können mit individuellen Ansprüchen an ästhetische Kriterien eher verbunden werden, z.B. wenn die Verfahren in Texten wechseln. Wir reden keiner spezifischen Gängelung das Wort, sehr wohl aber einer reflektierten Textpraxis. Schröter/Linke/Bubenhofer 2012 haben in einer Untersuchung herausgefunden, dass junge Frauen heute eher als ältere geneigt sind, eine generisch maskuline Personenbezeichnung für sich zu akzeptieren. Diese neue Unbekümmertheit kann daher kommen, dass sie sich im Alltag eher als gleichberechtigt erleben als ihre Mütter; sie könnte laut den AutorInnen auch als ein bewusstes Absehen von einer Relevanzsetzung von gender interpretiert werden im Sinne eines „undoing gender“.14 Ein Wettstreit darüber, welches Graphem aktuell den höchsten Stand an geschlechterbewegter Fortschrittlichkeit belegt, ist sicher nicht dazu geeignet, weitere Kreise vom generischen Maskulinum abzubringen.

#### Literatur:

- Agha, Asif (2007): *Language and social relations*. Cambridge University Press.
- Baum, Antonia (2014): Sagen Sie Profx zu mir. FAZ 17. 11. 2014
- Bierbach, Christine (1990), "Französisch: 'Sprache und Geschlechter. Langue et Sexes'." In: G. Holthus, M. Metzelin, Chr. Schmitt (eds.): *Lexikon der Romanistischen Linguistik*. Vol. V, 1, Tübingen: Niemeyer.
- Blank, Andreas (2001): *Einführung in die lexikalische Semantik*, Tübingen.
- Braun, Friederike (2000) (Hrsg.): *Mehr Frauen in die Sprache*. Ministerium für Justiz, Frauen, Jugend und Familie des Landes Schleswig-Holstein. Kiel.
- Bühlmann, Regula (2002): Ehefrau Vreni haucht ihm ins Ohr. Untersuchung zur geschlechtergerechten Sprache und zur Darstellung von Frauen in Deutschschweizer Tageszeitungen. *Linguistik online* 11,2.
- Bülow, Lars / Herz, Matthias (2015): Undoing Gender? Ein Abgleich sprachpolitischer Maßnahmen in Rechtstexten mit dem tatsächlichen Sprachgebrauch junger Frauen. In: *Muttersprache* 2/2015, 133-155.
- Doleschal, Ursula/Schmid, Sonja (2001): *Doing gender in Russian*. Hellinger, Marlis/Motschenbacher, Heiko (Hrsg.) *Gender across Languages*. Vol. 1. Amsterdam: Benjamins. (Ilias)
- Droste, Pepe (2014): Rezension zu Asif Agha „*Language and Social Relations*“. *Gesprächsforschung. Online-Zeitschrift zur verbalen Interaktion* 15, 109-114.
- Elminger, Daniel (2009): Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann in der Schweiz. Eine korpusgestützte Untersuchung über den Sprachwandel in der Schweiz. *Linguistik Online* 39(3): 61-73.
- Ferstl, Evelyn C. & Kaiser, A. (2013). Sprache und Geschlecht: Wie quantitative Methoden aus der Experimental- und Neuropsychologie einen Beitrag zur Geschlechterforschung leisten können. *GENDER: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 5(3), 9-25.
- Franzen, Jonathan (2001): *The corrections*. Farrar, Strauss and Giroux.

---

<sup>14</sup> So argumentieren auch Bülow und Herz 2015



- Gerlach, Alexandra (2016): Die Not der sächsischen Milchbauern. Deutschlandfunk.  
[http://www.deutschlandfunk.de/sinkender-milchpreis-die-not-der-saechsischen-milchbauern.724.de.html?dram:article\\_id=351333](http://www.deutschlandfunk.de/sinkender-milchpreis-die-not-der-saechsischen-milchbauern.724.de.html?dram:article_id=351333)
- Günthner, Susanne (2014): Ein Empathietraining für Männer? In: Die Sprachwandlerin Luise F. Pusch! Zurufe und Einwürfe zum siebzigsten Geburtstag. Wallstein.
- Gygax, Pascale et al. (2008): Generically intended, but specifically interpreted: When beauticians, musicians, and mechanics are all men. *Language and Cognitive Processes* 23, 464-485.
- Hellinger, Marlis/Bierbach, Christine (1993): Eine Sprache für beide Geschlechter. Bonn: Deutsche Unesco-Kommission.
- Hellinger, Marlis/Motschenbacher, Heiko (Hrsg.) (2004, 2015) *Gender across Languages*. Vol. 1. Vol. 2, 3 und 4. Amsterdam: Benjamins.
- Hergenhan, Jutta (2012): *Sprache Macht Geschlecht*. Sprachpolitik als *Geschlechterpolitik*. Verlag Helmer.
- Hornscheidt, Lann (2012): *Feministische w\_orte*. Frankfurt: Brandes&Apsel.  
[http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2014/03/onlineversion\\_sprachleitfaden\\_hu-berlin\\_2014\\_ag-feministisch-sprachhandeln.pdf](http://feministisch-sprachhandeln.org/wp-content/uploads/2014/03/onlineversion_sprachleitfaden_hu-berlin_2014_ag-feministisch-sprachhandeln.pdf)  
<http://www.th-nuernberg.de/seitenbaum/hochschule/forschung/4/ohm-kompetenzzentren/kompetenzzentrum-gender-and-diversity/wofuer-die-schreibweise-mit-dem-unterstrich/pag>
- Irmen, Lisa/Linner, Ute (2005): Die Repräsentation generisch maskuliner Personenbezeichnungen: Eine theoretische Integration bisheriger Befunde. *Zeitschrift für Psychologie* 213, 167-175.
- Kargl, Maria/Wetschanow, Karin/Wodak, Ruth (1997): *Kreatives Formulieren. Anleitungen zu geschlechtergerechtem Sprachgebrauch*. Wien: Schriftenreihe des Frauenministeriums. Band 13.
- Kleiber, Georges (1993): *Prototypensemantik: Eine Einführung*, Tübingen.
- Klein, Josef (2004): Der Mann als Prototyp des Menschen – immer noch? Empirische Studien zum generischen Maskulinum und zur feminin-maskulinen Paarform. In: Eichhoff-Cyrus, Karin (Hrsg.): *Adam, Eva und die Sprache. Beiträge zur Geschlechterforschung*. Mannheim: Duden-Verlag, 292-307.
- Kotthoff, Helga (2012): „Indexing gender“ unter weiblichen Jugendlichen in privaten Telefongesprächen. In Susanne Günthner et al. (Hrsg.): *Genderlinguistik*. De Gruyter, 251-287.
- Kremer, Marion (1997): *Person Reference and Gender in German and English*. Tübingen.
- McRobbie, Angela (2010): *Top Girls*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Miemitz, Bärbel (1997), "Male Person" vs. "Everything that is not a male person." *Gender and sex in Polish*. In: Helga Kotthoff and Ruth Wodak (eds.), *Communicating Gender in Context*. Amsterdam: Benjamins, 3-31.
- Nübling, Damaris (2014): Leserinnenbrief in „Forschung&Lehre“ (12, )
- Peyer, Ann/Groth, Ruth (1996): *Sprache und Geschlecht (= Studienbibliographien Sprachwissenschaft 15)*. Heidelberg: Groos.
- Pusch, Luise/Trömel-Plötz, Senta/Hellinger, Marlis/Guentherodt, Ingrid (1980): Richtlinien zur Vermeidung sexistischen Sprachgebrauchs. *Linguistische Berichte* 69: 15-22.
- Pusch, Luise (1984): *Das Deutsche als Männersprache*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Samel, Ingrid (2000): *Einführung in die feministische Sprachwissenschaft*. Bonn: Erich Schmidt.
- Scheele, Brigitte/Gauler, Eva (1993): Wählen Wissenschaftler ihre Probleme anders aus als Wissenschaftlerinnen? *Sprache und Kognition* 12: 59-72.

- Schmidt, Claudia (2002): "KFZ-Mechaniker wird Schauspielerin." Zum generischen Gebrauch des Maskulinums unter psycholinguistischem Aspekt. In: Elisabeth Cheauré et al. (Hg.), *Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft*. Gedenkschrift für Gisela Schoenthal. Freiburg: Rombach, 45-63.
- Schoenthal, Gisela (2000): Impulse der feministischen Linguistik für Sprachsystem und Sprachgebrauch. In: Werner Besch et al. (Hrsg.), *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*, 2. Teilband. Berlin/New York: de Gruyter, 2064-2100.
- Schröter, Juliane/Linke, Angelika/Bubenhof, Noah (2012): Ich als Linguist. In Susanne Günthner et al. (Hrsg.): *Genderlinguistik*. De Gruyter,
- Schweizerische Bundeskanzlei (2009): *Geschlechtergerechte Sprache. Leitfaden zur geschlechtergerechten Formulierung im deutschen*. 2. Aufl. Bern: Bundeskanzlei.
- Spieß, Constanze (2013): Binnen-I, Beidnennung, Neutralform oder Unterstrich? Sprachliche Formen der Geschlechtsmarkierung im Deutschen – Ein Beitrag zur Sprachreflexion im Unterricht. *Der Deutschunterricht* 5, 70-74.
- Stahlberg, Dagmar/ Sczesny, Sabine (2001): Effekte des generischen Maskulinums und alternativer Sprachformen auf den gedanklichen Einbezug von Frauen. In: *Psychologische Rundschau*. 52, Nr. 3, S. 131-140.
- van Leeuwen-Turnovcová, Jirina (2002) (Hrsg.): *Gender-Forschung in der Slawistik*. Wiener Slawistischer Almanach, Sonderband 55.
- Wierzbicka, Anna (2015): The idea of a 'spoon': semantics, prehistory, and cultural logic. *Language Science*, 47, 66-83.
- Wodak, Ruth/Feistritzer, Gert/Moosmüller, Sylvia/Doleschal, Ursula (1987): *Sprachliche Gleichbehandlung von Frau und Mann. Linguistische Empfehlungen zur sprachlichen Gleichbehandlung von Frau und Mann im öffentlichen Bereich*. Wien: Bundesministerium für Arbeit und Soziales.